

Probleme; die Bemühung um eine weitere theoretische und methodologische Fundierung; die Einbeziehung der neuen Medien und ihrer Theorien; die Öffnung gegenüber anderen Künsten; die Frage nach der sozialen und politischen Relevanz komparatistischer Forschung; eine globalere Sicht auf die Komparatistik durch Einbeziehung vormals marginalisierter und in der Forschung wenig beachteter Nationen wie etwa Japan, Spanien und Indien etc. All diese Bemühungen scheinen geeignet, um „the modest universe of comparative literature“ (927) zu bereichern.

*Ernst Grabovszki*

Harald Kämmerer: „*Nur um Himmels willen keine Satyre...*“ *Deutsche Satire und Satiretheorie des 18. Jahrhunderts im Kontext von Anglophilie, Swift-Rezeption und ästhetischer Theorie*. Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter) 1999 (= Probleme der Dichtung; Bd. 27). 353 Seiten.

Von der Metapher über die Metonymie bis zur Ironie – gleichgültig, um welche Form der uneigentlichen Rede es sich handelt, allen diesen Tropen bzw. Figuren ist gemeinsam, daß sie den Hörer oder Leser immer wieder vor die (meist unausgesprochene) Frage stellen, was mit dem Uneigentlichen denn eigentlich gemeint ist. Einer ganz ähnlichen Frage widmet sich Harald Kämmerer in seiner Dissertation über die deutsche Satire und Satiretheorie des 18. Jahrhunderts, die jüngst im Heidelberger Universitätsverlag C. Winter erschienen ist. Die Grundproblematik, auf die Kämmerer aus unterschiedlichen Blickwinkeln immer wieder zurückkommt, läßt sich zugespitzt so formulieren: Ist das satirische Schreiben (und zwar jenseits der rhetorischen Mittel der uneigentlichen Rede, die im satirischen Schreiben zweifellos in ausgesprochenem Maße zur Anwendung kommen), selbst als eine Art literarischer Großform uneigentlicher Rede anzusehen? Oder trifft das Gegenteil zu, und enthält das satirische Schreiben weit mehr Anteile an eigentlicher denn an uneigentlicher Rede?

Bereits im ersten Teil der Dissertation, einem Forschungsüberblick über die verschiedenen literaturwissenschaftlichen Satiretheorien seit den sechziger Jahren, stellt Kämmerer klar seine eigene Position heraus. Entgegen der mehrheitlich vertretenen Auffassung, daß es sich bei der Satire um eine Form des Schreibens handle, die über eine (im negativen Sinne) übertriebene und verzerrte Darstellung empirisch-historischer Wirklichkeit didaktische Ziele der Vermittlung positiver Normen verfolge, favorisiert Kämmerer im Anschluß an die

Forschungen von Klaus Hempfer, Wolfgang Weiß und Andreas Mahler eine pragmatische Satiretheorie, welche die Destruktivität und Negativität des satirischen Schreibens nicht im mindesten abzumildern sucht, sondern im Gegenteil als Hauptmerkmal des satirischen Schreibens begreift. Jenseits von Didaxe, Normvermittlung und Wirklichkeitsbezug sei Satire, wie Kämmerer im Rückgriff auf Mahler schreibt, vielmehr als „anthropologisches Phänomen, als Ausdruck des menschlichen Aggressionstriebes, zu bewerten“ (19). So könne Satire kaum als „Utopie ex negativo“ bezeichnet werden, wie dies Helmut Arntzen in zahlreichen Publikationen immer wieder getan hat.

In einer derart akzentuierten pragmatischen Satiretheorie wird nicht nur die Frage obsolet, ob Satiren überhaupt Literatur sind. Wenn Satiren nämlich ausschließlich eine didaktische Funktion erfüllen, sind sie im Grunde ja nicht mehr als ‚Gebrauchstexte‘ zur Verbesserung der allgemeinen Sitten und Moral. Gleichfalls wird die Frage neu gestellt, an welches Publikum Satiren adressiert sind. Kämmerers These: „Satiriker und Leser verständigen sich in abwertender Sicht über ein gemeinsames Wissen bezüglich eines Themas, einer Person oder ihres Verhaltens. Dieses ‚exklusive‘ Wissen richtet sich nicht an ein breites Publikum, etwa an das ‚Bürgertum‘ [...]. Das anvisierte Publikum von Satire ist immer ‚speziell‘ im Sinne einer Interessengemeinschaft. Nur so lassen sich auch die Fehlleistungen beim Verständnis von Satire erklären, [...] daß der Rezipient von falschen Voraussetzungen bei der Autorintention ausgeht oder daß er über einen ungenügenden Wissensstand zum Verständnis der jeweiligen Anspielungen verfügt.“ (24) Schließlich vertritt Kämmerer im Rekurs auf Bachtin die zweite These, daß in der aufklärerischen Satirepraxis im Gegensatz zu den ‚offiziellen‘ satiretheoretischen Stellungnahmen weit mehr ein ‚karnevaleskes‘ Satireverständnis zum Ausdruck komme, in dem verschiedene Diskurse, statt verabsolutierend gegeneinander, relativierend nebeneinander gestellt werden.

Mit diesen theoretischen Vorannahmen steht Kämmerer nicht nur quer zum Großteil der literaturwissenschaftlichen Satiretheorien des 20. Jahrhunderts, sondern gleichfalls in Widerspruch zu den Selbstbeschreibungsmustern der meisten satiretheoretischen Äußerungen des 18. Jahrhunderts. Der Hauptteil der Dissertation kommt ausführlich auf dieses Problemfeld zu sprechen, indem nacheinander aus begriffs-, rezeptions- und literaturgeschichtlicher Perspektive die tiefe Kluft zwischen aufklärerischen Satiretheorien (mit moral)didaktischem Anspruch) und tatsächlicher Praxis satirischen Schreibens beleuchtet wird. Als Textbeispiele dienen Johann Karl Wezels *Belphegor oder Die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne* (1776), Gottfried August Bürgers *Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von*

*Münchhausen* (1786/1788) sowie Georg Christoph Lichtenbergs *Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche* (1794-99).

Den Ausgangspunkt für Kämmerers Argumentation bilden dabei detaillierte Analysen zur deutschen Anglophilie Ende des 18. Jahrhunderts (nebst einer Begriffsgeschichte des englischen humour-Begriffs und seiner Diskussion in Deutschland) sowie eine ausgedehnte Darstellung der deutschen Rezeption der Werke Jonathan Swifts, insbesondere von *Gullivers Travels* (1726). Hatte Kämmerer schon im ersten Teil der Dissertation aus komparatistischer Perspektive anglistische und germanistische Forschungspositionen zur Satire gegeneinander abgewogen, wird diese komparatistische Akzentuierung der Arbeit im zweiten Teil noch verstärkt. Kämmerer weist nach, daß die Kluft zwischen aufklärerischen Satiretheorien und der Praxis satirischen Schreibens sich in der deutschen Swift-Rezeption beispielhaft spiegelt. Einerseits wurde Swift in Deutschland beinahe uneingeschränkte Bewunderung gezollt, so daß sein Name nicht selten synonym zum Begriff der Satire gebraucht wurde. Andererseits wurde ihm jedoch Misanthropie vorgeworfen, vor allem wegen des vierten Teils von *Gullivers Travels*, in dem der Held zu den Houyhnhnms reist.

In den Analysen zu Wezels *Belphegor*, dem man wie Swift Misanthropie vorwarf, spitzt sich die Dichotomie zwischen didaktischem Anspruch und destruktivem Charakter der Satire zu. So wurde von der literaturwissenschaftlichen Forschung sogar erwogen, bei *Belphegor* statt von einer Satire von einer Groteske zu sprechen. Daß der Text jedoch typische Merkmale einer Satire aufweist, kann Kämmerer im folgenden eindeutig zeigen. Allerdings belegt die Rezeption des Buchs, wie Kämmerer ausführt, „daß Satiren ihre ‚richtige‘ Lesart nicht einfordern können“ (131). Dies deckt sich nicht nur mit den Prämissen der eingangs der Dissertation skizzierten pragmatischen Satiretheorie, sondern ebenfalls mit Wezels Äußerungen in seinen pädagogischen Schriften, in denen sich ein erkenntniskritisches Denken äußert, das sich einer verbindlichen Normsetzung und Normvermittlung versperrt.

Im Anschluß an Wezel wird Gottfried August Bürgers *Münchhausen* untersucht. Dabei kann Kämmerer überzeugend darlegen, daß es sich bei diesem Buch nicht im mindesten um einen harmlosen Unterhaltungstext handelt, sondern daß der Text wie Swifts *Gulliver* zum einen als Satire auf die ‚fabelhaften‘ Reisebücher des 18. Jahrhunderts gelesen werden kann und zum anderen als groß angelegte Wissenschaftssatire mit den Bezugsfeldern Philosophie und Ästhetik. Ausführlich widmet sich Kämmerer insbesondere der berühmten Zopf-Episode und weist nach, daß sie als satirischer Kommentar zu einer rein selbst-bezüglichen Wissenschaftsauffassung zu werten ist, wie sie an der Göttinger

Universität, an der Bürger lehrte, vor allem in der Philosophischen Fakultät zu jener Zeit vertreten wurde.

In den Analysen zu Lichtenbergs *Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche* verschiebt sich nochmals die Perspektive. So geht es in diesem Teil der Dissertation weniger um die Frage, ob und in welcher Form Hogarths Stiche im allgemeinen als Satiren zu verstehen sind, als vielmehr darum, wie Lichtenberg aufgrund seiner genauen landeskundlichen Kenntnisse die zum Teil komplexen satirischen Bezugfelder der Hogarthschen Stiche freilegt. Besonderes Augenmerk wird dem ‚poetischen‘ Deutungsverfahren Lichtenbergs gewidmet, der die Kupferstiche zuweilen absichtlich mißversteht, und zwar immer dann, wenn ihre belehrende Funktion allzu offensichtlich zu Tage tritt. Damit wird bei Lichtenberg erneut die tiefe Kluft zwischen aufklärerischen Satiretheorien und aufklärerischer Praxis satirischen Schreibens deutlich. In seinen Hogarth-Kommentaren verweigert sich Lichtenberg ganz bewußt den moraldidaktischen Vorgaben der ‚offiziellen‘ Satiretheorien.

Im letzten Teil der Dissertation entwirft Kämmerer schließlich ein wirkungsästhetisch akzentuiertes Satiremodell, das nach den anthropologischen „Erklärungsmustern für die Attraktivität von Gewalt bzw. satirischer Gewalt“ (272) fragt. Im Anschluß an Carsten Zelles Forschungen zum Erhabenen stellt Kämmerer heraus, daß das angenehme Grauen, das sich im Erlebnis des Erhabenen einstellt, auch für das Lächerliche geltend gemacht werden kann: „Satire gestattet das Ausleben von Aggressionen, von Zorn oder Unzufriedenheit und ermöglicht eine Affektreinigung abseits moralischer und rationaler Normen.“ (311) Und dies gelingt, weil der Rezipient „in einen reizvollen Spannungszustand zwischen Distanzierung und Attraktion im Sinne einer vermischten Empfindung“ versetzt wird, so daß sich wie im Erlebnis des Erhabenen ein therapeutischer Effekt einstellen kann: „Tabubereiche werden entzaubert und ihrer Bedrohlichkeit beraubt“ (312).

Im Vorwort der Dissertation heißt es: „Diese Arbeit verfolgt das Ziel, durch einen interdisziplinären Zugriff auf die Ergebnisse anderer Philologien und mit Blick auf die Disziplinen Philosophie, Anthropologie und Ästhetik etwas frischen Wind in die germanistische Satiretheorie zu bringen.“ (2) Überschaubar macht die gesamte Arbeit, so läßt sich sagen, daß das Vorwort nicht zuviel verspricht. Dabei besticht die Dissertation nicht nur durch eine schlüssige und klare Herleitung der eingangs formulierten Thesen, sondern gleichfalls durch die außerordentlich reiche textliche ‚Unterfütterung‘ der Thesen mit zeitgenössischen Stellungnahmen zum Satireverständnis im 18. Jahrhundert. Darüber hinaus bietet die Arbeit einen ausführlichen Forschungsüberblick über die wichtigsten

anglistischen und germanistischen Satiretheorien seit den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Zum Schluß noch eine kritische Anmerkung. Sie betrifft die stilistische Form von Kämmerers Auseinandersetzung insbesondere mit der älteren germanistischen Forschungsliteratur zur Satire. Auch wenn Kämmerers Kritik im einzelnen sachlich begründet ist, hätten zuweilen doch etwas moderatere Töne angeschlagen werden können. Hier scheint der Untersuchungsgegenstand offenbar ein wenig auf den Autor abgefärbt zu haben.

*Uwe Lindemann*

Dietrich Harth: *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften*. Dresden (Dresden University Press) 1998. 296 Seiten.

Kaum ein Wort, das sich aktuell so weitläufiger Beliebtheit erfreute wie das der „Kultur“, und dies auch als vielseitig kopulierbarer Bestandteil von Komposita. Unter diesen wiederum haben die „Kulturwissenschaften“ (neben der „Interkulturalität“) zweifellos besonders prominenten Rang, und es scheint, als verheiße dieses Kompositum die Möglichkeit zur Vereinigung heterogener Disziplinen oder doch wenigstens eine akzeptable Choreographie für die Austragung ihrer Streitigkeiten im Zeichen eines gemeinsamen Nenners: eben des Interesses an „Kultur“. Insofern ist, wie Dietrich Harth in seinem Buch *Das Gedächtnis der Kulturwissenschaften* einleitend zu Recht konstatiert, die Idee der Kulturwissenschaft bereits ein Stück Wissenschaftskultur; die „Kulturwissenschaften“ sind also „ein integraler Teil dessen, was sie erkunden.“ (S. 9) Da das Programm einer „Kulturwissenschaft“ offenbar dabei ist, die Rolle eines Leitfossils im wissenschaftstheoretischen Diskurs des endenden und sich wendenden Jahrtausends zu übernehmen, war es mehr als an der Zeit, daran zu erinnern, daß mit Wilhelm Diltheys Konzept der „Geisteswissenschaft“ bereits ein nicht erfolgloser Vorgänger existiert hatte (vgl. Harth, S. 9f., sowie insbesondere den Beitrag „Vom Fetisch zum Drama?“, S. 49ff.), in dessen Konzeption für die Literaturwissenschaft eine integrale Rolle vorgesehen gewesen war. Angesichts des von Harth (man möchte vermuten: genüßlich) als Motto zitierten Satzes von Fritz Mauthner „Die Verwirrung des Sprachgebrauchs steigert sich, je mehr der Begriff Kultur zu einer Modesache wird; ja man kann sagen: je mehr die Wissenschaft sich des Begriffs annimmt“, ist die Rückbesinnung darauf fällig, was es mit den „Geisteswissenschaften“ auf sich hatte, inwiefern